

Henning Schröder – eine Erinnerung

Wolfram Kinzig

Auch wenn ich einige seiner Arbeiten bereits vorher kannte, habe ich Henning Schröder zunächst vor allem als Kollegen wahrgenommen, als ich zum Sommersemester 1996 nach Bonn kam. Er begegnete mir stets sehr freundlich; bisweilen blitzte allerdings ein wenig Belustigung über den in vielen Dingen unbedarften Neuling aus seinen Augenwinkeln, so dass ich nie so genau wusste, ob er mich überhaupt ernst nahm. Doch ich lernte schnell, dass ein schalkhafter Zug Teil des Schröderschen Naturells war und sich auch in seiner Arbeit produktiv niederschlug.

Zu den Besonderheiten der Schröderschen Hermeneutik gehörte das Programm der „Theopoesie“, also der Verbindung von Theologie und Dichtung. Dazu bedarf es einer spezifischen Sprachmächtigkeit, die nur den wenigsten akademischen Theologen zur Verfügung steht, welche meist einen instrumentell reduzierten Umgang mit Sprache pflegen. Für Schröder war Sprache indessen kein Treibriemen zur Transmission von Erkenntnissen an anonyme „Rezipienten“ – die spezifische Ansprache seiner Hörerinnen und Hörer war integraler Bestandteil seines theologischen Selbstverständnisses. Die Fähigkeit des Kollegen, Sprache zu modellieren, ja Sprache bisweilen geradezu in Versen zu musizieren, zeitigte auch in durchaus profanen

Zusammenhängen die schönsten Ergebnisse. Seine Rezitationen eigener Gedichte bei gesellschaftlichen Anlässen bereiteten Hörerinnen und Hörern höchstvergnügliiche Erlebnisse. Als die Bonner Studierenden erstmals nach langer Zeit wieder einen Ball veranstalteten, war Schröer der Stargast, der die Mitglieder der Fakultät mit parodistischen Versen originell karikierte. Er liebte das Wortspiel, das unerwartete und überraschende Aufblitzen von neuen Sinnbezügen, das skurrile Jonglieren mit Homonymen und Synonymen. Pointe krachte auf Pointe, einem Feuerwerk gleich, und beim Versuch, den Anschluss zu behalten, geriet man als Hörer schnell außer Atem.

Dieser Eindruck verbaler Virtuosität lag nicht nur an den Texten selbst, sondern auch an der Art des Vortrags. Die Verse schienen nicht aus Schröers Kehlkopf, sondern aus der Mitte seiner nicht unbeträchtlichen Leibesfülle unkontrolliert hervorzuströmen, sie rumpelten gewissermaßen mit raspelndem Bass aus dem Zentrum der Schröerschen Existenz.

Hinter der Lust an der spielerischen, ja verspielten Formulierung, an der verbalen Pirouette verbarg sich indessen ein ungewöhnlicher theologischer Ernst. Als ich Schröer kurz nach unserer Übersiedelung an den Rhein zum 65. Geburtstag schrieb, ich freute mich darauf, mit ihm auch theologisch ins Gespräch zu kommen, antwortete er mir, auch er hoffe, es werde sich bald die Gelegenheit zu einem solchen Gespräch ergeben. Mir ist in diesem Zusammenhang eine gemeinsame Bahnfahrt von Bonn nach Düsseldorf in lebhafter Erinnerung geblieben. Die Evangelische Kirche im Rheinland hatte mich 1997 in ihren Ausschuss für Christen und Juden berufen, während

Schröder seit langem als akademisches Mitglied von deren Theologischem Ausschuss fungierte. Es gehört zur Tradition der Landeskirche, dass die beiden Ausschüsse in regelmäßigen Abständen gemeinsam tagen. Auf dem Weg zu einer dieser gemeinsamen Tagungen – es muss wohl 1998 gewesen sein – trafen wir uns im Zugabteil. Das Gespräch kam schnell auf das bevorstehende Treffen. Ich vertrat vehement die These, das Judesein Jesu sei biblisch wie theologisch für Christen von zentraler Bedeutung. Schröder blickte mich erstaunt an und brummte, er verstehe das nicht, die ethnische Zugehörigkeit sei ungefähr so wichtig wie die Haarfarbe, sie gehöre zu den Kontingenzen menschlicher Existenz, die theologisch letztlich irrelevant seien. Es gehe in der Theologie um den Menschen als einen *sündigen* Menschen. Ich erinnere mich ebenfalls, dass er sich in diesem Zusammenhang auf Schleiermacher berief und mich mit der dogmatischen Gewandtheit des langjährigen theologischen Profis behände in eine Ecke dribbelte, aus der ich kaum noch herausfand. (Die soeben verwendete Metapher hätte der Fußballnarr Schröder übrigens nicht weiter anstößig gefunden. Das Spiel rund ums runde Leder gehörte zu seinen großen Leidenschaften. Als ich in Bonn an der ersten Fakultätsratssitzung teilnahm und vorsichtig fragte, wie viel Zeit man denn für derartige Veranstaltungen einzuplanen habe, lächelte er verschmitzt und antwortete, spätestens um halb acht sei Schluss, denn dann beginne das Länderspiel.)

Ich verhehle nicht, dass ich die Vorliebe des Kollegen für den Kirchenvater des 19. Jahrhunderts in diesem Punkt nicht ohne weiteres habe teilen können. Erst spät wurde mir bewusst, dass auch Kierkegaard und der große Universalgelehrte Johan

Amos Comenius zu den Fixsternen am Schröerschen Theologenhimmel zählten. Vielleicht hätten mir weitere gemeinsame Bahnfahrten hier zur vertieften Belehrung dienen können – doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Vieles habe ich erst nach seinem Tod aus seinen Schriften gelernt, etwa sein praktisch-theologisches Bemühen um das christliche Bekenntnis, dem ich mich von einer anderen, der kirchenhistorischen Seite her näherte. Ich lernte Henning Schröer, wie er lebte und lebte, vor allem als großen Kommunikator kennen und schätzen, der es meisterhaft verstand, die Früchte seines Nachdenkens auf Kirchentagen und anderswo einer breiten Öffentlichkeit schmackhaft zu machen. Popularisierung von Theologie war für ihn kein Schimpfwort, sondern gehörte zu seinem Amt als *Praktischer* Theologe dazu. Wie erfolgreich er damit gewesen ist und wie stark sein Name auch jetzt noch in unterschiedlichsten Kontexten nachklingt, lässt sich nicht zuletzt erkennen, wenn man sich durch das Internet „googlet“.

Dass Henning Schröer uns nicht mehr lächelnd an die alltägliche Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit des Nachdenkens über Gott und Welt zu erinnern vermag, ist ein großer Verlust in Zeiten, in denen die Verächter der Theologie derselben wieder einmal den Garaus machen möchten.